

in Schweden und Deutschland ein kritischer Umgang mit der Ursprungslegende der Nestorchronik einsetzte, der mit jeweils umgekehrten Vorzeichen historisch argumentierte, um ihre politische Funktionalisierung abzuwehren bzw. zu befördern. Die Verf. erkennt hier eine Professionalisierung und Verwissenschaftlichung der Beschäftigung mit Geschichte, die entgegen der verbreiteten Meinung bereits ab 1700 zur Entwicklung spezifischer methodischer Instrumentarien führte, wenngleich zunächst noch verschiedene Theorie- und Methodensysteme nebeneinander bestanden.

Vor diesem Hintergrund deutet die Verf. den Eklat von 1749 als das Aufeinanderprallen einer um objektive Geltung bemühten, besonders im deutschen Raum entwickelten Geschichtswissenschaft – verkörpert in der Person Müllers – und einer zwar professionellen, aber noch vornehmlich an außerwissenschaftlichen Kriterien orientierten älteren Tradition, verkörpert in Lomonosov und seiner Sorge um die nationale Identität Rußlands.

Sören Kaschke, Hamburg

*Theodisca. Beiträge zur althochdeutschen und altniederdeutschen Sprache und Literatur in der Kultur des frühen Mittelalters. Hrsg. von Wolfgang Haubrichs, Ernst Hellgardt, Reiner Hildebrandt, Stephan Müller u. Klaus Ridder* (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband 22). Berlin, New York: Walter de Gruyter 2000.

Anders als etwa in der Geschichtswissenschaft oder in der Mittellateinischen Philologie ist in der Germanistik das Frühmittelalter nahezu vollständig an den Rand gerückt. Die traditionellen Althochdeutsch-Kurse sind nur noch an wenigen Universitäten obligatorisch oder finden überhaupt nicht mehr statt. Die Gründe für dieses „Absinken eines früher gewohnten Wissensstandards der Studierenden und der dann zukünftig Lehrenden“ (S. V) werden kaum im Gegenstand selbst zu suchen sein. Ausschlaggebend dafür sind eher strukturelle Entwicklungen des Faches, vor allem das Auseinanderdriften der literatur- und der sprachwissenschaftlichen Teilfächer der Germanistik: Wo sich germanistische Mediävisten nur noch als Literaturwissenschaftler verstehen und germanistische Linguisten die älteren Sprachstufen ignorieren, da fehlt für den Umgang mit althochdeutscher und altsächsischer Literatur jede philologische Kompetenz. Als Plädoyer gegen eine solche Ausgrenzung des frühen Mittelalters aus dem Gegenstandsbereich der Deutschen Philologie läßt sich der vorliegende Band lesen, der die Beiträge zu einer Fachtagung (13. bis 16. März 1997, Schönmühl bei Penzberg) dokumentiert, zu der neben Altgermanisten auch einige Mittelalter-Historiker geladen waren. Die Weite der interdisziplinären Themenstellung ‘Frühmittelalter’, bei der es kaum Einschränkungen gegeben zu haben scheint, erlauben es dem Rezensenten in diesem Rahmen nur, die Themen der sehr facettenreichen Aufsätze in der Druckreihenfolge aufzulisten. Wohl aus demselben Grund haben auch die fünf Herausgeber auf eine in solchen Sammelbänden sonst übliche Einleitung, welche die Beiträge paraphrasiert und gemeinsame Ergebnisse zusammenfaßt, verzichtet. Querverbindungen muß der Leser selbst herstellen, wobei ihm allerdings ein Register von Elke Zinsmeister (S. 449–460) Hilfe leistet.

Zu Anfang behandelt Michael Richter aus der Sicht des Historikers die Kontexte weltlicher Wort- und Klangkultur, indem er an drei Quellenbelegen (Venantius Fortunatus, Beda, Otfrid) Formen und Bedingungen des mündlichen Vortrags im Frühmittelalter vorstellt (S. 1–9). Elmar Seebold erklärt dann das Aufkommen von Manuskripttrunen in irischer Kultur und Gelehrsamkeit des 8. Jahrhunderts (besonders in Nordfrankreich) als Sonderfall des Brauchs, Buchstaben, Wörter oder ganze Textpassagen in fremden Schriften wiederzugeben (S. 10–37). Thomas Klein untersucht die Sprache der ‘Altdeutschen (Pariser) Gespräche’ speziell unter dem Gesichtspunkt, daß wir hier „kein ‘normales’ Althochdeutsch, sondern Althochdeutsch als Zweitsprache vor uns haben“ (S.

38–59). Jochen Splett diskutiert die Rolle der (linguistischen) ‘Motivation’ bei der Strukturierung des Wortschatzes im Hinblick auf sein ‘Althochdeutsches Wörterbuch’ (1993), das durch ein entsprechendes Wortfamilienwörterbuch zur deutschen Gegenwartssprache ergänzt werden soll (S. 60–76). Für die Überlieferung der Glossen und Glossare präsentiert Rolf Bergmann einen Typisierungsversuch (S. 77–104). An der Glossenliteratur setzt auch Kurt Gärtner an, um ihre Bedeutung für die Sprachstadienlexikographie zu diskutieren (S. 105–117). Die Graphemik und Lexik in den Otrifridhandschriften VP behandelt Wolfgang Kleiber (S. 118–142). Den frühdeutschen Wortschatz der *superbia* untersucht Chiara Staiti (S. 143–188). Cyril Edwards (*winileodos?*) geht den Spuren althochdeutscher Liebeslyrik (besonders im Blick auf das ahd. Gedicht ‘Hirsch und Hinde’) nach (S. 189–206). Ute Schwab stellt das Motiv des Kleiderwechsels Christi bei der Passion im ‘Tatian’, im ‘Heliand’ und auf dem Ruthwell Cross in exegetische und ikonographische Kontexte (S. 207–259). Anna A. Grotans fragt danach, wie die Übersetzungen Notkers im (mündlichen) Schulunterricht von St. Gallen eingesetzt wurden (S. 260–275). Die lateinisch-deutsche Mischsprache der naturkundlich-medizinischen Schriften Hildegards von Bingen ist Gegenstand einer Studie von Reiner Hildebrand, bei der besonders die These von Hildegards ‘Lingua ignota’ als einem linguistischem Lernspiel hervorsteicht; danach schuf Hildegard „tausend Phantasiewörter auf Morphem-basis, die ihre Klosterinsassinnen zu lernen hatten – nicht um eine Kryptokommunikation der Frauen unter Ausschluß der Männer zu ermöglichen, wie oft behauptet wird, sondern um die Lerninhalte des ‘Summarium Heinrici’ pädagogisch spannender zu gestalten“ (S. 276–289). Die Bedeutung der Sprachen bei der Abgrenzung von ‘Stämmen’ und ‘Völkern’ im Ostfränkisch-deutschen Reich untersucht Hans-Werner Goetz im Blick auf die ‘Fränkischen Reichsannalen’, auf die ‘Fuldaer Annalen’ und auf Regino von Prüm (S. 290–312). Dieter Geuenich problematisiert den Beinamen ‘der Deutsche’ des Ostfrankenkönigs Ludwig II., und er kritisiert die These von dessen Sprach- und Literaturpolitik (S. 313–329). Als ein ‘Held für viele Zwecke’ fungiert Dietrich von Bern nach Wolfgang Haubrichs in den Heldensagenzeugnissen des frühen Mittelalters (S. 330–363). Speziell die Heldensagenpassagen in den ‘Quedlinburger Annalen’ untersucht Stephan Müller (S. 364–386). Nikolaus Henkel diskutiert an Beispielen aus Schulhandschriften die Funktion der volkssprachigen Glossierung von *auctores*-Texten „innerhalb eines fast durchgängigen lateinischsprachigen Erschließungsvorgangs“ (S. 387–413). Klaus Ridder und Jürgen Wolf schließen den Band ab mit Überlegungen zum Übersetzen im Althochdeutschen vor dem Hintergrund moderner Übersetzungstheorien (S. 414–447).

Die Lektüre der Beiträge von ‘Theodisca’ vermittelt einen guten Einblick in den derzeitigen Stand der Frühmittelalterforschung in der Germanistik und angrenzenden mediävistischen Disziplinen, weckt aber zugleich den dringenden Wunsch nach einem Ergebnisse zusammenfassenden und (vor allem) gewichtenden Forschungsbericht.

Meinolf Schumacher, Wuppertal